

Hubert Schreiner

(Vortrag vom 31. Juli 1975)

Schicksalsjahr 1945 – Meine Flucht aus russischer Kriegsgefangenschaft

Mai 1945 – Die Waffen im Deutschen Reich beginnen zu schweigen. Im letzten Bericht der Wehrmacht (9. Mai 1945) heißt es:

„Den Leistungen und Opfern der deutschen Soldaten zu Wasser, zu Lande und in der Luft wird auch der Gegner die Achtung nicht versagen. Jeder Soldat kann deshalb die Waffen aufrecht und stolz aus der Hand legen und in den schwersten Stunden unserer Geschichte tapfer und zuversichtlich an die Arbeit gehen für das ewige Leben unseres Volkes. Die Wehrmacht gedenkt in dieser schweren Stunde ihrer vor dem Feind gebliebenen Kameraden. Die Toten verpflichten zu bedingungsloser Treue, zu Gehorsam und Disziplin gegenüber dem aus zahllosen Wunden blutenden Vaterland.“

Für viele Soldaten der Wehrmacht und der Waffen-SS verlängert sich jedoch der tägliche Überlebenskampf, ihr Schicksal ist völlig ungewiß. Werden sie in der feldgrauen Masse der endlosen Gefangenenkolonnen nach Osten ziehen? In den Lagern der Alliierten Hunger und Witterung ausgesetzt werden, oder sich in den Heimatort und zu den Angehörigen durchschlagen können? Das Chaos und die existentielle Unsicherheit der Frühlings- und Sommermonate des Schicksalsjahres 1945 prägen auf höchst unterschiedliche Weise deutsche Soldatenbiographien. Natürlich wollen die Soldaten in erster Linie der Gefangenschaft in Rußland entgehen, einem Land das immer noch vom Weltanschauungsfeind Nr. 1 beherrscht wird und dem der Krieg zahllose Wunden geschlagen hat. Rußland, nicht die Westalliierten, hat die Hauptlast des Krieges getragen und war in erster Linie für den Sieg über das Deutsche Reich verantwortlich. In der Roten Armee begegneten Wehrmacht und Waffen-SS einem Feind, der nach den zahlreichen schweren Niederlagen zu Beginn des Krieges durch die großen Anstrengungen von Neuaufstellung und Reorganisation, nicht nur militärisch ebenbürtig wurde, sondern ebenfalls von einem entschlossenen Kampfgeist beseelt war.

Die Opfer und Verluste an Menschen und Material und zudem die menschenunwürdige Behandlung gefangener Rotarmisten und das oftmals mutwillige Verhungernlassen russischer Kriegsgefangener durch Wehrmachtsstellen, läßt nun Racheakte bzw. rücksichtslose Eintreibung von Kompensationsleistungen unmittelbar nach Kriegsende befürchten.

Daß die Behandlung der russischen Gefangenen ein Kriegsverbrechen war, darüber kann kein Zweifel bestehen, dennoch darf nicht unerwähnt bleiben, daß sich in der Frühphase des Krieges, ganze Einheiten der roten Armee ergaben oder gefangen genommen werden konnten und die Versorgung dieser Massen schnell die logistische Leistungskraft der Wehrmacht überforderte. Zudem entschloß sich eine nicht unerhebliche Zahl antibolschewistisch eingestellter Russen in den Dienst von Wehrmacht und Waffen-SS zu treten, als Soldaten, als Mitarbeiter der Besatzungsbehörden oder als Truppenhelfer. Diese Soldaten konnten so dem Schicksal vieler ihrer Kameraden entgehen.



Soldaten der Russische Befreiungsarmee (ROA)

Zurück zum Schicksalsjahr 1945 und seiner Betrachtung in der Nachkriegszeit: Wer in der Bundesrepublik Deutschland als „Schaufenster des Westens“ und de facto Satellitenstaat der USA aufgewachsen und sozialisiert worden ist, wird sich daran erinnern, daß in Medien, Politik und „Öffentlichkeit“ grundsätzlich der Tenor durchschlug, daß die Racheakte „der Russen“, die Verschleppung der Landser in die barbarische Kriegsgefangenschaft im Osten usw. das eigentliche Übel im Sommer 1945 gewesen sei. Die Westalliierten hätten im Gegensatz dazu Milde geübt und überwiegend die Verständigung mit den besiegten deutschen Soldaten gesucht. Natürlich gingen sie nicht in dieser großen Zahl in westalliierte Kriegsgefangenschaft und mußten auch nicht zig Jahre dort unter härtesten Bedingungen Zwangarbeit verrichten, die „Milde“ der Westalliierten ist eine Mär, eine politische Zweckbehauptung. Stellvertretend ist auf die von den Amerikanern eingerichteten „Hunger- und Todeslager“ an den Rheinwiesen zu verweisen, die trotz aller Befreiungsrhetorik Tatorte eines bislang juristisch nicht aufgearbeiteten und damit ungesühnten Kriegsverbrechens waren. Die Zahl der in diesen verhungerten und an Krankheit gestorbenen deutschen Soldaten, die man bewußt diesem Schicksal überließ, dürfte weit in die Tausende, vielleicht sogar Hunderttausende gehen.

Ein Grund für die mangelnde Bereitschaft sich ebenso mit den westalliierten Kriegsverbrechen auseinander zu setzen, liegt im Kalten Krieg und seinem Dualismus der Großmächte. Die neuen Eliten der BRD strebten die Westbindung, auch zum Preis einer möglichen Einigung Deutschlands als neutraler europäischer Mittelstaat, zielstrebig an. Dabei spielten viele genuin national-konservative Kreise in ihrem verständlichen, aber völlig übersteigerten Antikommunismus die Rolle des „nützlichen Idioten“ der USA und negierten die Gegensätze zwischen dem tradierten deutschen Verständnis von Staat, Gesellschaft und Kultur. Sie begünstigten damit das Vordringen des „american way of life“ und bereiteten den Boden für eine rücksichtslose Amerikanisierung und eine kulturelle Umpolung der deutschen Volkskultur, die in der DDR nie in solchem Maß stattgefunden hat. Im Zuge dieser wurde die Aufarbeitung und Verfolgung der an deutschen Soldaten durch die Westalliierten verübten Verbrechen zwar nicht völlig verhindert, stand aber immer im Schatten und wurde durch größtmögliche öffentliche Bagatellisierung politisch weitgehend neutralisiert.

Es geht in diesem Vorwort weder um einen generellen Freispruch für die Rote Armee und die sowjetrussische Besatzungsmacht noch um eine generelle Anklage der Westalliierten, sondern um ein differenziertes Bild, das die Behandlung deutscher Soldaten in westalliierten und sowjet-russischer Kriegsgefangenschaft in alle ihren Facetten aufzeigt. Es muß, völlig gleichgültig wie man zum Beginn und Verlauf des Krieges steht, der Nachwelt zeigen, daß viele Landser, die wie ihre Feinde ihre Pflicht getan und dabei nach soldatischem Ethos gehandelt hatten, im Jahr 1945 entrechtet und schlichtweg Opfer wurden und Schlimmstes durchmachen mußten. Ihrer muß man gedenken und die an ihnen verübten Verbrechen als solche benennen dürfen – ohne Rücksicht auf aktuelle politische Befindlichkeiten.

Mit Hubert Schreiner soll im Folgenden ein Landser zu Wort kommen, der im Sommer 1945 Schrecken wie Glück erlebte und schließlich zu seiner Familie zurückkehren konnte:

Die Geschichte, von der ich heute berichten will, hat sich vor genau 30 Jahren zugetragen: in den Tagen vom 8. Mai bis 7. Juni 1945. Sie handelt von der Flucht aus russischer Gefangenschaft. Angesichts der bittersten Not und des trostlosen Elends so vieler Deutscher ist mir mein Soldatenschicksal damals gar nicht so überlieferungswert vorgekommen. Heute, nach einem Menschenalter, da die Ereignisse Geschichte geworden sind, gewinnen die menschlichen Aspekte und das Abenteuerliche meiner Erlebnisse an Gewicht. Sie sind es auch, die ich des Erzählens wert finde. Einen anderen Grund, warum ich Ihnen, meine Freunde, die Geschichte nicht vorenthalte, mögen Sie in einer mit den Lebensjahren wachsenden Mitteilsamkeit über persönlich wichtig erscheinende Ereignisse und Erfahrungen sehen.

Vom Anfang des Krieges (meine Einberufung: 26. August 1939) bis zur Kapitulation am 8. Mai 1945 gehörte ich derselben Einheit an, einer bei Amberg zusammengestellten Fliegerhorstkommandantur. Wir versorgten und betreuten Einsatzstaffeln an allen Fronten, in Frankreich, Belgien, Jugoslawien, mußten gegen Kriegsende nach Südungarn weichen, wurden mitten im Ausbau eines Flugplatzes nach Wien-Pöchlarn verlegt, erfuhren dort von der bedingungslosen Kapitulation und gaben unsererseits den letzten Tagesbefehl heraus.

Wer den 8. Mai 1945 als Soldat erlebte, kennt das erniedrigende Gefühl, die schmachvolle Ohnmacht, mit der man seine Waffen abliefern und endgültig zum »Objekt« wird. Noch am Abend des 8. Mai traten wir, z. T. noch motorisiert oder bespannt, den Weg in das Sammellager Prägarten 20 km nördlich von Linz an. Dort wurden in den folgenden Tagen auf freiem, schattenlosem Feld etwa 16000 Mann aus allen Teilen der 6. Armee und aus verschiedenen Truppengattungen wie Luftwaffe, Polizei und SS zusammengetrieben. Die Amerikaner hatten das Lager im Abstand von 50 m durch Panzer und durch Posten und Streifen dazwischen hermetisch abgeschlossen. Schutzlos dem Wetter ausgesetzt, auf die mitgeführten Verpflegungsreste angewiesen, wurde uns die Trostlosigkeit des Gefangenenendaseins immer klarer. Als einer unserer Kameraden durchdrehte und lediglich mit Hose bekleidet auf einen Panzer zulief, wurde er zusammengeschossen. Als der Lagerälteste, der auch mein Einheitskommandeur war, beim amerikanischen Kommando Einspruch einlegte, wurde ihm Bescheid, daß die Amis großmütig »auf eine Entschuldigung deutscherseits verzichteten«.

Am Morgen des 13. Mai kam über Lautsprecher die Anordnung, wir sollten Marschblöcke zu 500 Mann bilden und uns in Richtung Linz aufstellen. Ich ordnete mich mit einem Kameraden, zu dem ich besonderes Vertrauen hatte, einem Unteroffizier aus dem Ersten Weltkrieg der 2. Reihe des 2. Blocks ein. Nachdem wir die Landstraße erreicht hatten, ging die Marschrichtung aber nicht nach Süden gegen Linz, sondern nordwärts nach Prägarten. Im Ort ritten für jeden Marschblock sechs russische Soldaten auf. Während die Amerikaner abdrehten, wurde uns über Lautsprecher erklärt, daß wir nun russische Gefangene seien, daß wir nach Osten zum Wiederaufbau von Stalingrad marschierten

und daß jeder Fluchtversuch ohne Anruf mit der Waffe verhindert würde.

Die Sonne stand in den folgenden Tagen sengend über uns. Tage schon fehlte es an Wasser, unsere Verpflegung war längst zu Ende. Am dritten Marschtag, wir hatten die Gegend von Zwettl erreicht, gab es erstmals für je fünf Mann einen Barras, also zwei Pfund Brot! So trotteten wir meist schweigend dahin. Und doch ahnte ich, daß Martin Krämer, mein Kamerad neben mir, von Beruf Zimmermeister und Landwirt, wie ich mit Sorge und Sehnsucht an Zuhause dachte und im Übrigen mit scharfen Sinnen die Lage auslotete. Diese Lage aber bot keinen Hoffnungsschimmer. Während einer Rast wurde unser Gepäck durchsucht. Dabei fand sich bei einem Luftwaffensoldaten eine Pistole. Er wurde in den Straßengraben geschleift und erschossen. Wer nicht mehr mitmarschieren konnte oder sich am Straßenrand ausruhen wollte, wurde durch Genickschuß liquidiert. Da unter den wahllos zusammen gesammelten Gefangenen auch ältere und kranke Soldaten waren, knallte es schon in den ersten Tagen recht häufig.

Am 21. Mai, wir hatten uns in sieben Tagen bis nördlich Preßburg (Bratislava) geschleppt, kamen wir nach Durchqueren eines Waldes in aller Frühe an drei große Weiher. Der erste Marschblock konnte der Versuchung, mit Wasser in Berührung zu kommen, zu trinken und die Haut zu netzen, nicht widerstehen und stürzte trotz der Warnschüsse, die auch mit gezielten Schüssen durchsetzt waren, zu den Weihern. Auf die Knallerei hin ritt die Hälfte der Bewachungsmannschaft unseres 2. Blocks nach vorne, um mitzuballern. Dadurch vergrößerten sich die Abstände in unserer Bewachung. Rechts von der Straße noch Stangenwald mit Unterholz, die Ablenkung, die verdünnte Bewachung: Blitzschnell erfaßte ich die Gunst des Augenblicks, bog an den Straßenrand heraus, täuschte das im Gehen übliche Austreten vor, um nach vorn und hinten zu sichern. Auf meinen Zuruf: »Komm, jetzt paßt es!« war auch schon Martin Krämer bei mir, und im Nu waren wir im Wald verschwunden. Unser Ausreißen wäre kaum von den Bewachern bemerkt worden, hätten sich dem Herdentrieb folgend nicht weitere Kameraden der Flucht angeschlossen. Unser Vorsprung war nur gering, jeden Augenblick mußten die Russen am Waldrand erscheinen. Instinktiv gaben wir das ebene Holz den Nachkommenden frei, durchstießen einen Haken schlagend einige Hecken und erkletterten, ins Unterholz geduckt, einen mit Felsbrocken durchsetzten Hang. Ob einige Kugeln, die über uns durch das Gehölz piffen, uns gezielt galten, weiß ich nicht. Da Pferde und Russen nicht die Nase von Hunden und nicht die Steigfähigkeit von Gemsen und ausgerissenen Landsern haben, die Russen noch dazu im ebenen Holz leichtere Beute fanden, fühlten wir uns schnell außer Gefahr und konnten nach etwa 20 Minuten eine erste Verschnaufpause einlegen. Das Schicksal der Kameraden, die mit uns fliehen wollten, war den MP-Salven unschwer zu entnehmen. Ich hatte mit Martin die Flucht nicht besprochen, es war im Einzelnen nichts vereinbart. Aber jeder wußte, was der andere dachte, und wir waren bereit, füreinander und miteinander zu handeln. Wir hatten uns vom Schutz der Kameraden abgesetzt, waren nunmehr auf uns selbst gestellt. Es war ein Spiel auf Leben und Tod. Die kleinste Unvorsichtigkeit konnte unser Ende bedeuten. Noch bei der Auflösung der letzten Kommandantur hatte ich einige Kartenabschnitte zu mir genommen, die ich in meinem Fliegerrucksack versteckt hielt. Wir legten Standort und Marschrichtung fest und erkannten die Länge und die Schwierigkeiten, die uns von daheim trennten. Mit Hilfe der Karten, Martins Taschenuhr und auch einiger Sternbilder fanden wir Richt- und Zielpunkte für unsere täglichen Märsche. Anfangs hielten wir uns streng daran, nur nachts zu wandern, manchmal geradezu zu pirschen. Schwierigkeiten gab es anfangs auch mit der Verpflegung. Wir mußten rasch einsehen, daß trotz Martins Kenntnisse der eßbaren Kräuter Feld und Wald im Mai zwei hungrige Landser nicht ernährt. Also ging's ans Fechten. Die Bevölkerung in Österreich, vor allem aber die Volksdeutschen in der Tschechei, unterstützten uns, wo es nur ging. Man teilte das Wenige mit uns und ermöglichte manche Rast im Schutz einer Scheune oder eines Stalles. Allmählich dehnten wir unsere Marschzeiten in die Morgenstunden aus und waren auch in der Dämmerung schon wieder unterwegs. Nur bei den Flußübergängen haperte es. Martin war nur 1,66 m groß, konnte nicht schwimmen und hatte daher etwas gegen fließende Gewässer über 1,40 m Tiefe. Besonders die Moldau, die sich unserem Weg mit ihrem Bogen bei Untermoldau in die Quere legte, ist mir gar nicht so symphonisch in Erinnerung, wie Smetana sie zum Klingen bringt. Aber als das Gepäck

am jenseitigen Ufer lag, schafften wir mit vereinten Kräften und einigen Schluck Moldau auch Martin. Nach der Karte hatten wir den Längengrad von Wien längst passiert und näherten uns Zwettl. Wenn wir richtig mitgezählt hatten, war es der 26. Mai, als wir am späten Morgen noch eine ziemlich ebene, mit Stauden und Buschwerk reichlich bestockte Fläche überqueren wollten, hinter der wir ein Dorf vermuteten. Wir setzten gerade zum Sprung über eine Straße an, als unvermutet ein russischer Soldat auf dem Fahrrad in die Straße einbog. Wir glitten von der Straße zurück, krochen durch ein Gebüsch und landeten mitten in einem russischen Biwak. Aus der Traum? Nein, nur nicht aufgeben? Unter Bewachung von drei Mann wurden wir zu einem etwa 3 km entfernten Haus geführt, in dem, soviel konnten wir heraushören, der Kommissar wohnte.



*Frische Nehrung, Ostpreußen, Mai 1945:
Deutsche Soldaten geraten in Gefangenschaft der Roten Armee*

Die Sonne näherte sich schon dem Zenit und brannte viel zu grell auf uns herab, als der Kommissar, in erdbrauner Uniform mit goldenem Stern auf der Mütze, unter der Haustür erschien. In einwandfreiem, fast akzentfreiem Deutsch stellte er fest: »Ihr seid dem Gefangenentransport entlaufen. Ihr wißt doch, was euch bevorsteht?« Wenn wir es nicht gewußt hätten, wäre es uns schnell klar geworden. Er verwies die Soldaten auf eine an das Anwesen anschließende Sandgrube. Ein Soldat holte eine Schaufel und rief uns zu: »Stalin-Orge! Hitler kaputt!« Martin war inzwischen auf der Haustreppe in die Knie gesunken und betete leise vor sich hin. Er hatte mit dem Erdendasein abgeschlossen. Ich aber wollte alles versuchen, das Schicksal zu bezwingen. Zuerst zeigte ich den Entlassungsstempel in unseren Soldbüchern, den ich noch am 8. Mai selbst angebracht hatte. Dann verlegte ich mich aufs Reden, sprach von der Sehnsucht nach der Familie, erzählte von daheim, verwies darauf, daß auch wir, wie unsere Gegner, nur unsere Pflicht als Soldaten erfüllt hatten, versuchte klarzumachen, daß der Krieg ja nun beendet sei, redete vom Sport, von der Jagd, vom Handwerk. Da stoppte der Kommissar meinen Redefluß mit der nüchternen Feststellung, man könne nicht die entlaufenen Gefangenen dem Transport nachführen. Aber ich gab nicht auf. Als nächsten Versuch ließ ich beim Einstecken in die Gesäßtasche meine Briefftasche mit dem Soldbuch fallen. Nun ist die Lust am Fotografieren bei uns ein Familienerbstück. Ich hatte ständig gute Aufnahmen meiner Angehörigen bei mir. Die waren nun in großer Zahl meiner Briefftasche entquollen. Die Soldaten griffen interessiert danach und reichten dem Kommissar ausgerechnet eine Auf-

nahme, die mich mit meinen Brüdern im Klavierquartett musizierend zeigte. Dieses Bild löste dem bisher sehr wortkargen Kommissar die Zunge zu der Frage, was denn da musiziert worden sei? Wohl das Horst-Wessel-Lied oder Richard Wagner? Ich entgegnete, von Wagner gebe es für diese Besetzung nur das »Albumblatt«. Aber Kammermusik gebe es in allen Ländern, auch in Rußland. Von wem? wollte er wissen. Ich sprudelte gleich eine ganze Reihe von Namen russischer Komponisten hervor: Tschaikowski, Rimski-Korsakow, Strawinsky, Rachmaninow, Mussorgski und wer mir eben noch gerade einfiel. Und ich versicherte ihm, daß wir die russische Musik wohl kannten und sehr schätzten.

Mein erregt gestottertes Wissen hatte offensichtlich Eindruck auf ihn gemacht. Plötzlich milderte sich sein Ausdruck und in einem Ton, der fast freundlich klang, sagte er: »Ich will es probieren. Ich werde Ihnen drei Fragen stellen. Wissen Sie die Antwort, dann haben Sie nicht gelogen, und ich gebe Ihnen eine Chance.«

Seine erste Frage war nach der Melodie des Blumenwalzers aus dem Nußknackerballett von Tschaikowski. Die Suite daraus haben wir vierhändig am Klavier gespielt. Die Melodie war sofort da. Ich sang sie vor, soweit meine vor Aufregung gedrosselte, ausgetrocknete Kehle es zuließ.

Der Russe war zufrieden und stellte die zweite Frage, eine Melodie aus dem Ballett „Der Feuervogel“ von Igor Strawinsky. Die Suite daraus hatten wir auf Schallplatten und das Hornthema aus dem Finale war uns daheim längst zum Signal geworden. Ich wollte das Thema wie so oft pfeifen. Aber die innere Spannung und der fehlende Speichel ließen keine Pfeiftöne zu, so daß ich es wieder mit krächzendem Singen versuchte. Es war keine musikalische Darbietung, doch der Kommissar hat sie mir abgenommen.

Die dritte Frage sollte wohl die schwerste sein. Sie galt dem Anfang des b-moll-Klavierkonzerts von Tschaikowski. Die Schallplattenaufnahme davon hatte mir mein Bruder 1938 auf den Weihnachtstisch gelegt. Oft hatten wir den Klavierauszug mitgelesen. Mit dem Mut der Verzweiflung preßte ich die Melodien heraus, markierte in der Luft hämmernd den Klavierpart, dirigierte das imaginäre Orchester, gab den Hörnern, den Streichern, dem Blech die Einsätze.

Sichtlich beeindruckt beendete der Kommissar die schaurig-komische Vorstellung, indem er mich bei der Hand faßte und in den Ausgang zog. Ich griff nach Martin und zerrte ihn mit. Drinnen schloß er die Haustür ab, zeigte in Richtung des Ausgangs nach rückwärts und verschwand in sein Zimmer. Wir aber konnten durch die hintere Haustür ausreißen und uns nach einigen gehetzten und geschlichenen Kilometern ins Gebüsch verkriechen.

Der dünne Faden, an dem unser Leben gehangen hatte, war durch die verbindende Kraft der Musik zum rettenden Seil geworden. Mit neuem Mut und gestärkter Zuversicht setzten wir am Abend unseren Marsch fort und fanden sogar noch barmherzige Gastgeber. Aber wir waren auch neu zur Vorsicht gemahnt.

Feindberührung hatten wir nur noch an der Demarkationslinie bei Kaplitz in der Tschechei. Wir befanden uns dort schon auf amerikanisch besetztem Gebiet. Mit dem Instinkt und der Schläue des verfolgten Wildes schüttelten wir auftauchende kaugummikauende Eroberer ab. Sicher fühlten wir uns erst, und nach dem, was sich im Lande in diesen Tagen noch ereignete, zu früh, als wir wenig südlich des Dreiländerecks, am Dreisessel, bayerisches Gebiet erreichten. Am 16. Tag unserer Flucht, am 7. Juni 1945, mittags 12 Uhr, klopfen wir an Martins Haustür in Weng. Die jüngste Tochter, die die Haustür aufschloß, erkannte ihren Vater nicht und holte die Mutter.



Koblenz 1945: Ein junger deutscher Soldat läuft über eine zu Boden geworfene Nationalfahne in die amerikanische Kriegsgefangenschaft

Nach zweitägiger Rast besorgte ich mir einen amerikanischen Fahrradausweis und legte die letzten 130 Kilometer, den größeren Orten ausweichend, mit dem Fahrrad zurück. Nach weiteren zwei Tagen konnte meine Mutter den zweiten ihrer vier Buben als Heimkehrer in die Arme schließen.

Für mich aber ging ein Erlebnis zu Ende, das sich heute wie ein Märchen anhört, mich aber noch lange Jahre bis in die Träume verfolgte.

Anhang und Literaturhinweise:

„Die Versuche möglichst viele Deutsche (Kriegsgefangene) zu beseitigen, habe ich selbst erlebt in Rumänien, 50.000 deutsche Soldaten liegen dort, über 20.000 der ehemaligen Mackensen-Armee des Ersten Weltkrieges, der Rest aus dem zweiten Weltkrieg! In Rußland selbst in 5-jähriger Gefangenschaft war solch ein Haß gegen Deutsche nicht zu spüren. Selbstredend gab es auch Fanatiker, aber der Großteil der russischen Bevölkerung war froh, das alles vorbei war und die deutschen Kriegsgefangenen waren vorzügliche Arbeiter; wir wurden respektiert und bekamen die gleichen Verpflegungssätze wie die Russen (...) Fünf Jahre Gefangenschaft haben vieles klarer sehen lassen, die Russen sind keine „Untermenschen“, nur Ilja Ehrenburg hatte die „Rote Armee“ durch seine Hetzschriften, die ich auch gelesen habe, zu solchen gemacht!“

(Ein „unglaublicher“ Leserbrief an die Zeitschrift „Phoenix“, Nr. 1, 2008)



Bei Aachen und Eschweiler 1945: Der Kampf tobt schon in deutschen Straßen und Ortschaften. Diese Schützengruppe ist auf sich allein gestellt. Man weiß, daß man keine Lorbeeren mehr erringen kann, man tut aber seine Pflicht.

- **Mac Donogh, Giles: After the Reich. The brutal History of the Allied Occupation.** New York 2007 (Basic Books).

Diese profunde Studie eines britischen Historikers und Deutschlandfachmanns, sorgte in den USA und Großbritannien für viel Aufsehen, wurde in Deutschland aber weitgehend totgeschwiegen. Mac Donogh stellt das ganze Grauen westallierter Verbrechen an Soldaten und Zivilisten dar und nennt Verantwortliche. Durch diese Studie, die einem ungeheuren Tabubruch gleichkommt, steht auch dieser Teil der Geschichte des Zweiten Weltkriegs vor einer möglicherweise grundlegenden Revision. Die Wochenzeitung [Junge Freiheit](#) (Nr.17/08; April 2008) durchbrach erneut das Verschweigen und Unterdrücken politisch nicht erwünschter Studien durch die „Leitmedien“ und führte ein längeres Gespräch mit dem britischen Historiker. Mac Donogh äußerte sich wie folgt (Frage: Sie sprechen von Haß-Propaganda. Also trägt die US-Führung eine Mitverantwortung?): *Darüber sollte man in Deutschland mehr nachdenken. Roosevelt etwa haßte Deutschland, aber nicht*

erst seit den Nazis, sondern schon seit seiner Schulzeit, die er in Deutschland verbracht hatte. Diese Haltung der US-Führung gegen Deutschland wurde durch die hartherzige Besatzungsdirektive JCS 1067 übermäßig lange zur Grundlage für das Verhalten der US-Truppen in Deutschland (...) es gab seit der Landung der Westalliierten in der Normandie zahllose westalliierte Kriegsverbrechen, die nie gesühnt worden sind. Oder denken sie daran, daß schon damals einfach ein neuer Status erfunden wurde, damit diverse Deutsche nicht gemäß der Genfer Konvention [für die Behandlung von Kriegsgefangenen] behandelt werden mußten. Oder denken sie etwa an die schlimmen Folterungen der deutschen Verdächtigen im Malmedy-Prozeß, ohne das dafür nur eine „Lyndie England“ [eine der Hauptangeklagten der Folter- und Demütigungsexzesse ab 2003 im US-Gefängnis Abu Gureib, Bagdad] vor Gericht gestellt worden wäre. Bemerkenswert ist übrigens, daß die Deutschen in der Regel ihre westalliierten Kriegsgefangenen besser behandelt haben als Ende des Krieges die Westalliierten die deutschen (...) Auf jeden Fall fehlt bis heute ein Bekenntnis der USA zu ihrer Verantwortung für den Tod von möglicherweise bis zu 40.000 deutscher Kriegsgefangener in den US-Rheinwiesenlagern.

Die US-Zeitschrift Boston Globe kommentierte diese bemerkenswerte und Bahn brechende Studie mit den Worten: „Mac Donogh entlarvt die moralischen Höhen, auf denen so viele von uns die Alliierten während des Zweiten Weltkriegs wähen als schiefe Ebene“.

- **Weißmann, Karlheinz (Hg.): Die Besiegten. Die Deutschen in der Stunde des Zusammenbruchs. Schnellroda (Edition Antaios) 2005.**
- **Baque, James: Der geplante Tod. Deutsche Kriegsgefangene in französischen und amerikanischen Lagern 1945-1946. 2. Auflage 1996 (Ulstein). Eine Neuauflage ist 2008 im Verlag Pour le merite erschienen: 496 S., davon 16 S. s/w Abbildungen.**

Das Werk erlangte schnell den Rang eines Standardwerkes, da es erstmals schonungslos die geplante Vernichtung deutscher Soldaten in den Lagern der Westalliierten darstellte und dokumentierte. Anlässlich der Neuauflage führte die [Deutsche Militärzeitschrift](#) (DMZ; Nr.67; Januar/Februar 2009) ein Gespräch mit dem Historiker, der sich sehr deutlich zum Schicksal deutscher Kriegsgefangener und Zivilisten äußerte und dieses in einen größeren historischen Kontext einordnete.

James Baque (DMZ: Der 8.Mai 1945 wird heute in der Bundesrepublik Deutschland als „Tag der Befreiung“ gefeiert, die Alliierten als „Befreier und Retter“ bezeichnet...): „Was für eine Mißdeutung. Die Alliierten befreiten keinen einzigen Deutschen. Im Gegenteil sie inhaftierten und bestrafte die gesamte Deutsche Nation für fünf Jahre. Millionen Deutsche wurden in Gefängnisse und Lager gesteckt. Darüber hinaus läßt die Direktive JCS 1067 vom April 1945 keinen Zweifel an der Absicht der Alliierten. (...) Wir müssen davon ausgehen, daß zwischen 1945 und 1950 zudem noch etwa sechs Millionen deutsche Zivilisten an den Folgen von Hunger und Mißhandlung starben (...) Mindestens zehnmals so viele Deutsche starben in den französischen und US-amerikanischen Lagern, als in allen Kämpfen an der Westfront in Nordwesteuropa von Juni 1941 bis April 1945 gefallen sind. In den Lagern entlang des Ufers des Rheins verzeichneten die Ärzte der US-Streitkräfte eine erschreckende Sterblichkeitsrate – 80mal so hoch wie die höchste, die sie je in ihrem Leben festgestellt hatten (...) Bis Ende Mai 1945 waren mehr Menschen in US-Lagern gestorben als durch die Atombombenexplosion von Hiroshima. Insgesamt starben nach meinen Recherchen wahrscheinlich mehr als eine Million Menschen [im Jahr 1945] (...) Die westlichen Alliierten haben die Deutschen dazu umerzogen, sich „schuldig“ zu fühlen, sie haben die deutschen Medien lizenziert und kontrolliert, sie haben an den Schulbüchern mitgeschrieben. Zudem sollte während des kalten Krieges das westliche Bündnis, zu dem nun auch Westdeutschland gehörte, nicht durch unangenehme Wahrheiten belastet werden (DMZ: Wer war neben Eisenhower noch verantwortlich für die Planungen?) Der US-amerikanische Präsident Franklin D. Roosevelt und sein enger Vertrauter und Freund Staatssekretär Henry Morgenthau. Morgenthau entwickelte den Plan, Deutschland

für immer zu „kastrieren“. Dies sollte mit der völligen Zerstörung der deutschen Industrie gelingen. Deutschland sollte ins Mittelalter zurückgeworfen werden, ohne jede Industrie und ohne moderne Landwirtschaft, geplagt von Hungersnöten und Seuchen. Der US-amerikanische Außenminister Cordell Hull stellte fest, daß Morgenthau Plan ‚in Deutschland alles mit der Ausnahme des Landes hinwegfegen würde‘ (...) Hull rechnete mit etwa 20 Millionen Toten.“.



*Henry Morgenthau, Urheber des „Morgenthau-Plans“:
Verhinderter Henker deutscher Soldaten und Zivilisten*

• **Venohr, Wolfgang: Die Abwehrschlacht. Jugenderinnerungen 1940-1955.** Berlin 2002 (Verlag Junge Freiheit).

• **Ernst von Salomon: Der Fragebogen. Hamburg 1951.**

Der große Preuße und Nationalkonservative berichtet von der anderen Seite der „Befreiung“ – von Folter, Demütigung und völliger Entrechtung deutscher Soldaten in US-amerikanischen Kriegsgefangenenlagern – „Der Fragebogen heißt das Buch ganz einfach und ist nach dem Gerüst des Fragebogens der Alliierten Militärregierung abgefaßt, den zwölf Millionen Deutsche ausfüllen müssen, um mögliches schuldhaftes Verhalten in der Zeit des Dritten Reiches aufdecken zu können. Wer den Fragebogen nicht beantwortet, bekommt keine Lebensmittelmarken. Aus den insgesamt 131 Fragen macht Salomon ein 670 Seiten starkes Buch, das einschlägt wie eine Bombe. Gleich in den ersten Wochen werden 60.000 Exemplare verkauft. Das Buch wird in mehrere Sprachen übersetzt. Es trifft den Nerv der Zeit, es berichtet nicht nur über das subjektive Erleben Ernst Salomons, sondern setzt ein Zeichen, führt die Entnazifizierung ad absurdum“ [Jürgen Hatzebichler: **Querdenker. Konservative Revolutionäre. Engerda (Arun) 1. Aufl. 1996**].

- **Joseph Martin Bauer: Soweit die Füße tragen. München 1951.**

Der Roman, seit seinem Erscheinen in über 15 Sprachen übersetzt, wurde mehrmals verfilmt, zuletzt 2001. Er erzählt auf die spektakuläre Flucht eines Kriegsgefangenen, dem das unvorstellbare gelingt: Die Flucht aus einem im äußersten Sibirien gelegenen Lager durch Zentralasien bis zur sowjetisch-iranischen Grenze.

- **Grigorij Klimow: [Berliner Kreml. Köln 1951.](#)**

Vorwort und Edition: Robert Schreiner (München), Februar 2009

[Artikel- und Bucharchiv VELESOVA SLOBODA, 2009](#)